Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 60 (1940)

Artikel: Christoph Kaufmann, 1753-1795 : ein Winterthurer des "Sturms und Drangs"

Autor: Imhoof, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985499

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christoph Kaufmann,

1753—1795,

ein Winterthurer des „Sturms und Drangs".

Von Prof. Dr. Walter Imhoof, Winterthur.

Drastisch steht das Bild des Genieapostels vor uns, der in groben Bauernkleidern, offenem Hemd, „mähnenartig flatternden Haaren und einem gewaltigen Knotenstock in der Hand" daherzog. Er erscheint uns so recht als Inbegriff des Sturms und Drangs, jener Zeit, da Rousseaus „Zurück zur Natur!" wie ein Evangelium wirkte und man nach dem Verstandeskult der Aufklärung energisch das Recht des Gefühls betonte. In dieser Freude an primitiver Kraftäußerung gleicht ja der Sturm und Drang des 18. Jahrhunderts einer Strömung unserer Zeit, welche durch Vergeistigung das Leben bedroht sieht und darum alles Triebhaft-Ursprüngliche mit um so größerer Liebe umfängt.

Die Gestalt des Winterthurers war schon den Zeitgenossen problematisch. Schillernd zwischen Heiligem und Betrüger, wurde Kaufmann von den einen abgöttisch verehrt, von den andern mit Abscheu verdammt. Diese Zwiespältigkeit des Urteils zeigt sich auch in der Wissenschaft, in den beiden bedeutendsten Werken, die sich mit der Gestalt des Kraftapostels befassen.

Da wäre zunächst das Buch Heinrich Düntzers[1]) zu nennen. Eingehend verfolgt der bekannte Goetheforscher das Leben des seltsamen Mannes, ohne ihm indessen gerecht zu werden. Düntzer scheint beeinflußt vom späteren Urteil Goethes und rechnet den Genieapostel einem Typus zu, ohne den die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts nicht denkbar ist. Vom Gold-

[1]) Heinrich Düntzer: Christoph Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Leipzig 1882.

macher und massiven Schwindler bis zum geheimnisvoll verbrämten Salonlöwen und Geisterbeschwörer im Sinne des bekannten Cagliostro trieben sich diese zweideutigen Gestalten an den Rokokohöfen herum. So erinnert die Düntzersche Biographie ein wenig an das Urteil eines Staatsanwaltes, der — von Anfang an Partei — mit einem gewissen Vergnügen all die Dokumente hervorhebt, die seine negative Meinung stützen können.

In ganz anderer Weise befaßt sich das 1932 herausgekommene Werk von Werner Milch[2]) mit der Gestalt Christoph Kaufmanns. An Stelle des schroffen Aburteilens finden wir hier das einfühlende Verstehen des Historikers. Milch versucht mit feinem Sinn für geschichtliche Zusammenhänge, die eigenartige Persönlichkeit zeitsymbolisch zu deuten.

Wenn die Erscheinung des Kraftapostels nicht leicht zu beurteilen ist, so liegt ein Grund auch darin, daß er keine Dichtungen hinterlassen hat. Aber Briefe sind erhalten, denn unser Winterthurer lebte ja in der klassischen Zeit des Briefschreibens, und so ist von dieser Seite ein Eindringen in seine Persönlichkeit möglich. Die Hauptstärke Kaufmanns lag ganz sicher in der unmittelbaren Wirkung auf die Zeitgenossen. Davon kann uns etwa ein Bildnis des Genieapostels eine Vorstellung geben oder indirekt das Urteil seiner Umgebung.

Kaufmann gehörte einer Familie an, die sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Der erste bekannte Vertreter des Geschlechts stammte aus Oberwinterthur. Er bekleidete bereits das Amt eines Kleinen Rates. Der Urgroßvater unseres Apostels, Christoph Kaufmann — dieser Vorname tritt in der Familie immer wieder auf — war sogar von 1699—1701 Schultheiß der Stadt. Das Bild des würdigen Herrn mit dem Tellerkragen hängt im Warteraum der Stadtbibliothek Winterthur. Großvater und Vater waren ebenfalls Stadträte, dieser hatte das Bauwesen unter sich. — Vom Vater berichtet uns Künzlis Bürgerbuch: „Gerber, Spitalschreiber 1736, Großrat 1740, Kleinrat 1757, Bauherr 1758, Statthalter (Stellvertreter des Schultheißen) 1771. Er baut die steinerne Bruck am untern Tor anno 1759, ebenso die Straß nach Töß anno 1763. Er verschüttete den Holderweiher und verebnet die Schanz vor dem Steigtor.“

[2]) Werner Milch: Christoph Kaufmann, in „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“, Nr. 77/78, Frauenfeld 1932.

Christoph Kaufmann, geboren 1753, war das jüngste von dreizehn Kindern. Das erklärt schon manches. Solche Benjamine werden bekanntlich leicht zum Mittelpunkt der Familie, besonders wenn sie noch über ein anziehendes Wesen verfügen. So wurde wohl früh ein starkes Geltungsbedürfnis in dem Knaben entwickelt. Das beweist uns auch das Urteil eines Winterthurer Mitschülers: „Ungeheurer Ehrdurst und Herrschsucht ist sein Wurm, der nicht stirbt", äußerte sich dieser, „ich kenne ihn von seinem zehnten Jahre an und lernte mit ihm unter einer Rute Latein." — In einem Briefe schrieb der zweiundzwanzigjährige Kaufmann einmal: „Verzeihen Sie doch meine Eilfertigkeit, mein Vater will mit mir an einem obrigkeitlichen Schmaus prangen"[3]). Der Junge scheint in der eigenen Familie als eine Art Prunkstück gegolten zu haben.

Mit vierzehn Jahren wurde Christoph von den Eltern nach seinem Lebensziel befragt, und es scheint kein schlechtes Zeichen, wenn der Knabe sich schon ganz im Sinne seiner späteren Berufswahl aussprach: Arzt wollte er werden. Trotz dem anfänglichen Widerstand der Eltern setzte der Jüngling seinen Kopf durch, und wir finden ihn 1767 als Apothekerlehrling in Bern. Auch Chemie und Botanik studierte er und genoß sogar den Unterricht Albrecht von Hallers. Die Persönlichkeit des großen Naturforschers scheint allerdings deprimierend auf den Schüler gewirkt zu haben. Haller wird sogar verantwortlich gemacht für die späteren melancholischen Anwandlungen Kaufmanns[4]). Wir begreifen, daß ein solcher geistiger Koloß mit einer uns kaum vorstellbaren Gelehrsamkeit auf ein allzu junges Studentlein fast zermalmend wirken mußte.

Später studierte Kaufmann in Lausanne. Doch sind Einzelheiten aus dieser Periode nicht bekannt. Sicher weiß man, daß er seine Studien auch in Straßburg betrieb. Straßburg! Der Name dieser Stadt hat gerade im Zeitalter des Sturms und Drangs einen besonderen Klang. Vier Jahre vorher hatte Goethe an Herders Seite hier die glänzendsten Tage seiner Jugend verlebt. Auch in dem jungen Apotheker glühte noch ein Funke von jenem Geist.

In einer Zeit, da man den wahren Menschen zu entdecken glaubte, mußte der Erziehungsgedanke die Gemüter besonders

[3]) Zürcher Taschenbuch 1891, S. 163.
[4]) Werner Milch, S. 19.

beschäftigen. Rousseau selber, der ja der geistige Vater des Sturms und Drangs genannt werden darf, hatte in seinem „Emil“ ein pädagogisches Programm aufgestellt. Diese erzieherischen Pläne fanden auch da und dort Verwirklichung. In Marschlins bei Landquart richtete Ulysses von Salis ein Institut ein, das Philanthropinum, wie man derartige Anstalten damals allgemein nannte.

Kaufmann, der sich überhaupt rasch für eine Sache begeisterte, setzte sich mit einigen Freunden eifrig für diese Ideen naturgemäßer Erziehung ein. Die jungen Leute bekamen so Fühlung mit einem berühmten Schweizer jener Zeit, mit Isaak Iselin. Dieser Mitbegründer der Helvetischen Gesellschaft interessierte sich lebhaft für die Gedanken pädagogischer Erneuerung. Als nun der Straßburger Kreis jugendlicher Weltverbesserer eine Schrift erscheinen ließ unter dem Titel „Philanthropische Ansichten redlicher Jünglinge“ (1775), war Iselin bereit, die Einleitung zu diesem Werklein zu schreiben. Die hier geäußerten Gedanken könnten zum Teil auch von Herder stammen: die Anlagen des Menschen sollen harmonisch entwickelt werden, insbesondere körperliche und geistige Tätigkeit miteinander abwechseln. Auch sei es besser für die Jugend, wenn sie auf dem Lande erzogen werde. Gedanken also, die uns heute ziemlich geläufig sind.

Bei all dem Vortrefflichen, das die kaum über zwanzig Jahre alten Jünglinge hier verkündeten, könnte man mit Lavater höchstens bemängeln, daß sich diese „schon itzt“ in derart weltverbesserischer Weise vernehmen ließen. Aehnliches scheint Kaufmann, trotz gelegentlicher prahlerischer Ueberheblichkeit, empfunden zu haben. Mit einer ihm sonst nicht immer eigenen Selbstkritik schrieb er einmal: „Ich glaubte bald, ich hätte männliche Ideen; aber, Freunde, ein Bub' bin ich; von unten an will ich anfangen, ob meine überspannte Seele sich noch in rechte Stimmung bringen lasse.“ Die Aeußerung verrät den günstigen Einfluß von Goethes Schwager Schlosser in Emmendingen, der nach dem Bekenntnis des jungen Winterthurers wie ein „herrliches Temperierpulver“ auf die „Reformationshitze“ gewirkt habe. Wahrscheinlich hatte Lavater die Bekanntschaft mit Schlosser vermittelt.

Durch dieses Hervortreten aus der medizinischen Laufbahn herausgerissen — es sollte lange dauern, bis er den Weg zu ihr

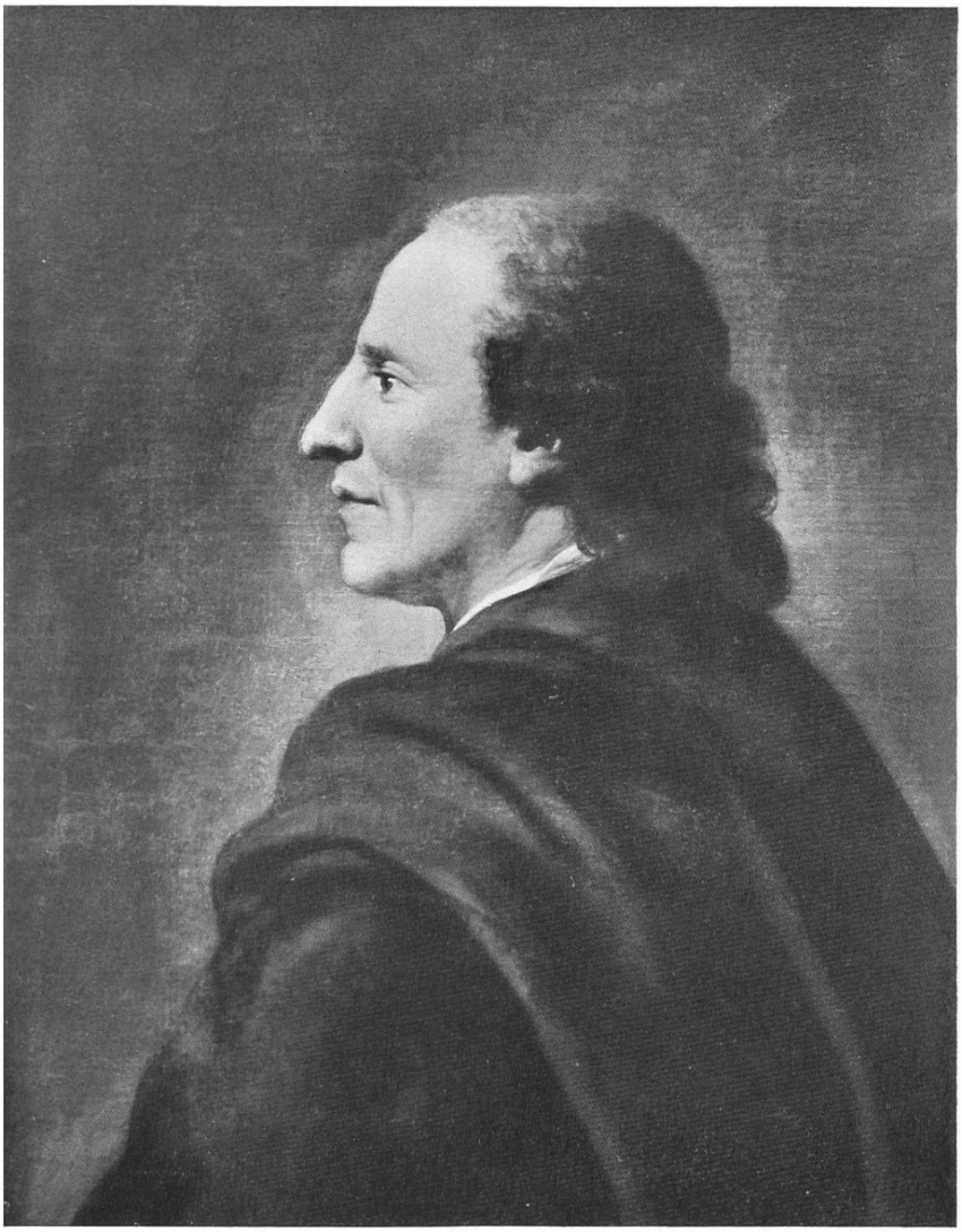
zurückfand — wurde nun Kaufmann von seinen drei Gönnern Iselin, Schlosser und Lavater über seine Zukunft beraten. In dem Ungestüm des Jünglings glaubte man die Klaue des Löwen entdeckt zu haben und ließ sich die Entwicklung des jungen Genies angelegen sein. Iselin und Lavater rieten zu einem systematischen Studium der Aufklärungsphilosophie, während Schlosser das Hauptgewicht auf die charakterliche Bildung legte. Bescheidenheit und Selbstzucht, sie fehlten nach seinem Urteil dem Jüngling besonders. Aber auch die wohlmeinenden Freunde konnten ihn nicht zum Mann machen. Er fühlte selber, daß ihm das Entscheidende fehlte, die Persönlichkeit, die kein Erzieher seinem Schüler geben kann. Im Jammer über diesen Mangel schreibt Kaufmann einmal seinen Freunden: „Ich fühle wohl, daß meine Seele noch keine Festigkeit hat; lese ich Sulzer, so denke ich mit Sulzern; lese ich Wolf, so habe ich ebenso wenig Stärke, seine Räsonnements in meinem Gehirne zu widerlegen. Der meine Krankheit am besten gekannt, muß mir auch am besten raten können“[5]). Man wird dieser Aeußerung das Sympathische, das ein ehrliches Eingeständnis immer hat, nicht absprechen können. Vor allem aber ist dies nicht die Sprache eines zweiten Cagliostro.

Daß übrigens das Uebel, unter dem Kaufmann litt, auch von seinen Freunden erkannt wurde, zeigt sich in einer massiven Zurechtweisung durch einen jener Straßburger Gefährten: „Sie sind Kaufmann? Nein, ärger als ein Chamäleon sind Sie — bei Goethe sind Sie Goethe, bei Iselin Iselin, bei Schlossern Schlosser, bei Lavatern Lavater, und ich habe die beste Hoffnung, daß Sie bei Basedow in kurzer Zeit auch Basedow sein werden. — Pfui doch, ein Mensch mit solchen vortrefflichen Anlagen und Talenten, sollte er nicht seinen eigenen Weg finden?“[6])

Hatte der Jüngling eben noch von großartigen Reformplänen geträumt, so wurde er nun plötzlich von der Welle der Empfindsamkeit ergriffen. „Ein Werther muß er werden, wenn die Leidenschaft genährt wird, ohne daß sie befriedigt werden kann“, äußerte sich ein Freund über ihn.

Was ist natürlicher, als daß ein leicht entflammbarer junger Mensch, der unter dem Einflusse Werthers steht, auch einmal den Dichter in sich zu entdecken glaubt, besonders wenn er noch

[5]) Werner Milch, S. 36.
[6]) Werner Milch, S. 39.



Christoph Kaufmann
1753—1795

Portrait von Anton Graff

verliebt ist? Da es sich um den einzigen lyrischen Versuch des Genieapostels handelt, rechtfertigt es sich, das Gedicht nochmals zu veröffentlichen[7]).

Furchtbar schön und darniederblizend ist das Aug
Des bewafneten Mädchens, wenn ihm Jünglings Muth
In der Seele glüht und das taumelnde Schwerd
Die kraftstrozende weiße Faust füllt.

Aber schöner ists, ehrfurchtstralend, mächtig schön —
Wenn des Jünglings Gedanken Ernst hinüberströmt
In des Mädchens reizvolles Lächeln, und wenn
Das sanftschmachtende Aug im Tiefsinn

Starrt. Seid stolz ihr bewährte Teutschlandsdenker! Seht,
Seht! In Socrates Mantel hüllt ein Mädchen sich,
Wallt mit euch hinauf den gesegneten Pfad,
Der hoch dort auf des Berges Spize

Zu der Wahrheit cristallnem Tempel führt. O seht,
Wie's mit sichrem Tritt die Klipp ersteigt. Es faßt
Vest der Wahrheit Arm, drängt durch Finsternis sich
Und weicht trügendem Irrthum kennend

Aus. O Mädchen, mit Ehrfurcht und heißem Dank
Dächt' den hohen Beruf des Menschen ich, mein Aug
Blickt' nach jenes Bergshöh'n, ich sammelte Kraft
Und stieg muthig hinan zur Weisheit.

Und ich seh' deinen Tiefsinn, wie du auch hinauf
Blikst und wie dir dein Blik den Schritt verlängert, du
Mädchen mit der Mannsseele und mit dem recht
Und gut wallenden Herzen.

Und es stieg eine Wollustzähre mir ins Aug,
Stärke regt sich in mir. So komm denn, Mädchen, komm,
Steig hinan, auch wir! Seid gesegnet uns, ha,
Ihr kraftduftende Wollustschatten.

---

[7]) Vgl. Zürcher Taschenbuch 1891, S. 169ff.

Das Genialische, Uebersteigerte muß uns im Zeitalter des Sturms und Drangs nicht verwundern. Ein Ausdruck wie „kraftduftende Wollustschatten“ wäre — etwas weniger abstrus — auch beim jungen Schiller denkbar. Aber eben, neben diesem verzeihlichen Kraftprotzentum haben wir nun doch nicht Spuren wirklichen Talents. Das Gedicht spricht viel zu viel von Kraft und Tiefsinn, als daß es selber stark und tief wirken könnte. Der Anfang mit jenen kurz aufeinanderfolgenden „schön“, „furchtbar schön“ und „mächtig schön“ zeigt so recht das sprachliche Ringen des Dilettanten, der bei allen Steigerungen von „schön“ eben doch nicht ausdrücken kann, was er will. Uebrigens ist gerade hier der Einfluß der bekannten Klopstockschen Ode an den Zürichsee kaum verkennbar:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht...“

Später hat Kaufmann nie mehr gedichtet, wollte er doch das tun, was die andern nur auf dem Papier zustande brachten. Seinen dichtenden Freunden wie Goethe und Lenz verzieh er alles außer ihrer Schriftstellerei. Man wird bei diesem Verzicht freilich die Vorstellung vom Fuchs und den Trauben nicht ganz los.

Zwei Freunde des jungen Winterthurers fanden im Philanthropinum in Dessau, das von Basedow gegründet worden war, ein Wirkungsfeld. Sollte auch Kaufmann, ihrem Rufe folgend, dorthin ziehen und die Theorien in Praxis umsetzen? Wieder sehen wir ihn, innerlich unsicher, bei seinen Gönnern Rat suchen, der ihm denn auch ausgiebig zuteil wurde. Dann aber kam ein Anflug von Selbständigkeit über den Jüngling: „Ich will meine Ohren verschließen — einzig meiner Vernunft — meiner Empfindung — meinem Gefühl Gehör geben.“ Man erkennt in diesen Worten das Ideal der ganz auf sich selbst gestellten Persönlichkeit, die im freigebigen Sprachgebrauch jener Zeit eben als „Genie“ gepriesen wurde.

Hätte Kaufmann von dieser gesund abwehrenden Gebärde des nach Selbständigkeit dürstenden Jugendlichen nur auch sonst gegenüber seinem Freunde Lavater etwas gezeigt! Aber da mochten ihm Eitelkeit und freilich auch Unerfahrenheit einen Streich gespielt haben. Schicksalhaft mutet das Verhältnis

des Winterthurers zu diesem Manne an. Die ganze Entwicklung, um nicht zu sagen Fehlentwicklung des Jünglings ist kaum denkbar ohne den Einfluß des Zürcher Gönners. Schon die Worte, durch die Lavater von der Reise nach Dessau abriet, kennzeichnen das Verhältnis der beiden sehr gut: „Sie sind ihrer Vaterstadt unentbehrlich, werden Sie ihrer Vaterstadt zum ewigen Segen, ich bitte Sie.“ Und: „Ihre Stadt lag mir schon lang auf dem Herzen.“ Aehnlich äußerte sich Lavater über diesen Punkt in einem Briefe an Iselin: „Die Hauptfrage ist, ob nicht das öde, lichtlose und Licht nicht unfähige Winterthur den ersten Anspruch auf ihn habe. Ich glaube, ja.“[8]) Nichts konnte wohl geeigneter sein, einen unsicheren Jugendlichen mit einem starken Geltungsbedürfnis aus dem Gleichgewicht zu bringen, als eine solche Sprache.

Wie können wir Lavaters übertriebene Bewunderung begreifen? Neben dem starken Verehrungsbedürfnis einer zum Aufblicken wie geborenen Johannesnatur liegt des Rätsels Lösung vor allem in der Physiognomik. Betrachtet man das Graffsche Bildnis unseres Kaufmann, eines der ganz seltenen Profilporträte des großen Malers, so neigt man ja ein wenig zum Verstehen. Alltäglich mutet dieser Kopf mit seinem leuchtenden Auge gewiß nicht an. Im Zauber seiner äußeren Erscheinung lag, wie gesagt, in hohem Maße das Geheimnis von Kaufmanns Wirkung auf die Umwelt. Das hat er übrigens mit Lavater gemeinsam, „dem Mann mit dem Mondstrahl im Gesicht“, wie ihn die Zeitgenossen nannten.

Lavaters „Physiognomische Fragmente“ sollten Kaufmann der Oeffentlichkeit sozusagen im Scheinwerferlicht vorführen. Er spielt in diesem Werke beinah die Rolle eines Paradestückes, dessen Genialität der Verfasser an nicht weniger als sechs verschiedenen Bildnissen beweisen wollte. Und erst der überschwengliche Text, der, wie man sagte, Kaufmann „den ersten Platz nach Christus“ einräumt!

„Wenig oder nichts von dem Jüngling; denn er gehört in den innersten Kreis meiner Geliebten. — Hier im obern Bild — entkräftet, verschöngeistert, bis auf's Haar, das in der Natur weder so flach gekämmt, noch so flach kämmbar ist, und Auswuchs, der sich kräuft wie goldene Traubenranken —

---

[8]) Heinrich Düntzer, S. 33.

wie charakteristisch im Urbilde! Ich kann's mir nicht möglich denken, daß ein Mensch dieses Profil ohne Gefühl, ohne Hingerissenheit, ohne Interesse ansehe — der nicht in dieser Nase wenigstens, wenn in allem andern nicht, innere, tiefe, ungelernte Größe und Urfestigkeit ahnde!" Und: „Wenn ein gemeiner Mensch so eine Stirn, so ein Auge, so eine Nase, so einen Mund, ja nur solch ein Haar haben kann, so steht's schlecht mit der Physiognomik."[9])

Es ist doch eigentlich sehr bequem, wenn man für seine Berühmtheit keinen Finger zu rühren braucht und sie einem eines Tages einfach in den Schoß fällt, weil die Welt die Genialität in Stirn und Nase erkannt hat. Einem jungen Menschen zu solch mühelosem Erfolg zu verhelfen, mutet recht unpädagogisch an. Kein Wunder, daß Kaufmann dadurch Schaden nahm und diesen unverdienten Ruhm später schwer büßen mußte.

Vorläufig hatte der Jüngling durch seine ungewöhnliche Erscheinung in einer Zeit, die dem Kulte der Individualität so sehr huldigte, von sich reden gemacht. Nur war damit seine Existenz noch nicht begründet. So kam Kaufmann denn auf seine pädagogischen Bestrebungen zurück. Wenn die Freunde am Dessauer Institut wirkten, so lag für den Winterthurer eine Tätigkeit im schweizerischen Philanthropinum zu Marschlins nahe. Tatsächlich gab der junge Mann im Frühjahr 1776 dort ein Gastspiel. Leider weiß man auch von dieser Zeit wieder fast nichts, ist aber bei der Kürze des Aufenthalts zu gewissen Schlüssen geneigt. Dem unsteten Geiste, von dem das Sprunghaft-Unkonzentrierte der Briefe genugsam Zeugnis ablegt, mochte die praktische Erziehungsarbeit sonderbar vorgekommen sein. Vor allem konnte aber das hochgespannte Geltungsbedürfnis Kaufmanns in der anspruchslosen Kleinarbeit des Pädagogen nicht auf seine Rechnung kommen. Dasselbe Jahr 1776 sollte denn auch den jungen Mann aus der Marschlinser Zurückgezogenheit in ganz andere Weiten und an die Seite der Größten führen. Doch ist es freilich schon Tantalus schlecht bekommen, an der Tafel der Götter zu speisen!

Basedows Dessauer Philanthropinum erlebte damals schlimme Zeiten. Der große Pädagoge der Aufklärung, der

---

[9]) Werner Milch, S. 49 ff.

dem Rufe „zurück zur Natur!“ folgte, erfuhr in der Praxis manche Enttäuschung. Einmal erwiderte die Jungmannschaft die ihr erwiesene Menschenliebe nicht immer so unbedingt. Simon und Schweighäuser, die im Institut beschäftigten Freunde Kaufmanns, wußten davon zu erzählen. Vor allem steckte Vater Basedow aber in finanziellen Schwierigkeiten. — Nun muß man wissen, daß Kaufmann schon in der Straßburger Zeit mit dem Vermögen seiner Eltern aufgetrumpft hatte. Diese Renommierlust, die hie und da fünfe gerade sein ließ, ist ja keine sympathische Seite des Genieapostels; doch genügt sie noch nicht, den Winterthurer zu einem zweiten Cagliostro zu stempeln. Solches „Aufschneiden“ muß wohl meist, besonders bei jungen Leuten, als Ausdruck innerer Schwäche und Minderwertigkeitsgefühls gedeutet werden. Bei Kaufmann schließlich scheint eine derartige Flucht hinter irgendeinen Wert, und wenn es auch nur der väterliche Geldsack war, doppelt begreiflich; mußte doch dem Jüngling bei dem unverdienten Ruhm zuweilen recht bange werden.

Die Vorstellung von Kaufmann, dem Genie und Krösus, gilt es zu berücksichtigen, wenn nun das verzweifelt ringende Schiff des Dessauer Philanthropinums in ihm seine Rettung erblickte. Wieder langes Hin und Her, ob Kaufmann dem Rufe folgen solle. Die Schweizer Freunde rieten ab, wie wir dies bei Lavater schon gesehen haben. Aber der Kitzel, das hohe Ansehen in Dessau wie auch an andern Orten Deutschlands recht aus der Nähe zu genießen, mag unter anderm den Jüngling zur Reise bewogen haben. In dem Unausgeglichenen schwang das Selbstbewußtsein wieder einmal obenauf. Er wolle nach Dessau kommen, heißt es in einem Brief an Iselin, um „durch gutes Beispiel Tugendgefühle bei Jünglingen zu erwecken — durch seine natürliche Munterkeit den erschlagenen Basedow zu beleben und seine Freunde aus der Verblendung wieder herauszureißen und frei zu machen.“[10]) Man sieht, der wenig Schüchterne hat sich im voraus in die Erlöserrolle gefunden, die man ihm zugedacht.

---

[10]) Werner Milch, S. 58.

* * *

Es folgt nun jene Reise nach Deutschland, die Kaufmann anfangs Juli 1776 unternahm. Sie ist der Höhepunkt im Leben des Genieapostels, bedingte aber zugleich seinen späteren Fall. Auf dem Wege hielt sich unser Freund eine Zeitlang in Mannheim bei Maler-Müller auf. Dieser urwüchsige Triebmensch spielt bekanntlich in der Epoche des Sturms und Drangs keine geringe Rolle, kam doch sein Naturell so gut wie dasjenige Kaufmanns der Richtung der Zeit entgegen. Müller ist es auch gewesen, der Kaufmann jenen sonderbaren Beinamen „Gottesspürhund“ gegeben hat, von dem man im unklaren sein kann, ob er Spott oder Bewunderung enthalte. Zweifellos war der Ausdruck ursprünglich als Lob gemeint. Der Spürhund ist der von Gott Gesandte, der nach großen Menschen sucht. Freilich war es später nicht schwer, den gewagten Ausdruck ins Komische zu drehen. Noch in anderer Weise hat Müller den kongenialen Schweizer geehrt. In seiner Fragment gebliebenen Faustdichtung läßt er den gerade in jener Zeit so suggestiv wirkenden Helden — auch Goethes Faust wurzelt ja in der Epoche des Sturms und Drangs — kurzerhand als Christoph Kaufmann auftreten.

Kaufmann-Faust kommt in der uns erhaltenen Szene in eine wilde Gebirgswelt geritten. Ueber ihm fliegen Geier. „Herrlich, groß! Gott, Gott! laß mich immer diesem Fels ähnlich stark in Gott, unerschüttert zum Guten aufwärts treiben wie die Wurzel, die diesen Fels zerschlitzt.“ Mit diesen Worten zieht der empfindsame Faust eine Silhouette Lavaters hervor und küßt sie. Aber plötzlich zeigt er auch die polternde Seite des „Stürmers und Drängers“: Bauern bringen eine Frau, die abgestürzt ist, wollen sich aber nicht weiter ihrer annehmen: „Setze sie dahin, kurz! Was geht's uns an? Die im Kirchspiel können sie aufnehmen. (Lassen sie gehen, sie sinkt wider den Fels. Kaufmann hebt seinen Stock auf und haut die Bauern zusammen): Schurken! Fühlt ihr keine Menschlichkeit? das blutige Weib an den Fels zu werfen? Wollt ihr gleich nehmen? (Nimmt einen an der Gurgel und schüttelt ihn) Hundkerl!... Kein Quell da herum, daß ich Wasser schöpfe und ihre Wunden auswasche? Dort rieselt's! (Schöpft in seinen Freiheitshut Wasser.) Tell! Deinen Hut entheilig' ich nicht. (Wäscht der Frau ihr Haupt mit Wasser, gießt Essig in sein Sacktuch, verbindet ihr die Wunden, zieht ihr seinen

roten Rock an und geht in der schwarzen Weste, setzt das Weib auf sein Schimmelchen)." Dann redet er den unbarmherzigen Bauern ins Gewissen: „Schämt euch eurer Unempfindlichkeit! Ich bin fremd hier, aber dennoch halt ich für meine Pflicht und wär sie eine Möhrin, ihr beizustehen. Wollt ihr mir vor Geld und gute Worte einen Gefallen tun?"[11]) Jetzt scheint sich der Held des Dramas seiner früheren medizinischen Studien zu erinnern, schreibt rasch ein Rezept und schickt jemanden nach der nächsten Apotheke.

Das Bild, welches Maler-Müller hier von seinem Freund entwirft, ist trotz der unfreiwilligen Komik recht interessant. Stellt doch diese mit Stockschlägen verbundene Anweisung zur Menschlichkeit ein typisches Zeitdokument des Sturms und Drangs dar. Dann gibt uns aber die Szene auch Kunde vom Kaufmann-Bild der Zeitgenossen. Der „Gottesspürhund" wird hier gedacht als eine Mischung von Werther und barmherzigem Samariter, dem pikanterweise noch etwas von Wilhelm Tell anhaftet. Vor allem aber erscheint er hier als der Naturmensch, der unabhängig von der Meinung der Welt den guten Trieben seines Herzens folgt und sich wie Götz in Goethes „Sturm und Drang"-Drama der Schwachen und Unterdrückten annimmt. Kaufmann hatte den Glauben an diese freie, schöpferische Persönlichkeit, das zeigt sich etwa in seinem selbstbewußten Wahlspruch: „Man kann, was man will, und man will, was man kann." Aller Konvention zuwider soll der Kraftapostel beispielsweise vegetarisch gelebt und keinen Alkohol getrunken haben. Einen solchen innerlich unabhängigen Menschen nannte man damals eben ein „Genie".

Nicht minder starken Eindruck als auf Müller machte Kaufmann auf einen andern Dichter der Zeit, auf Klinger, den er kurz darauf in Gotha traf. „Unser Zusammenkommen war einzig wie der Mensch selbst. Dank dem Himmel, daß noch solche große und starke Seelen existieren", äußerte sich Klinger. Aehnlich sagt Bruder Martin im „Götz von Berlichingen": „Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen... Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen!" — Klinger machte den Winterthurer mit seinem neuen Drama „Wirrwarr" bekannt. Und als nun Kaufmann als passenderen Titel dieses

---

[11]) Werner Milch, S. 66 ff.

Stückes den Ausdruck „Sturm und Drang“ vorschlug, hatte er, ohne zu wissen und zu wollen, einen großen Wurf getan.

Vor seiner Ankunft in Dessau sollte der wie ein Triumphator Deutschland bereisende „Gottesspürhund“ noch eine Zwischenstation machen, die bedeutsamste, wie man sehen wird.

Seit einem Jahr lebte Goethe in Weimar, und es war die Zeit, da er an der Seite Karl Augusts noch einmal jugendlicher Ausgelassenheit huldigte, noch einmal! Wilde Ritte, nächtliche Lagerszenen, wie sie uns das Gedicht „Ilmenau“ schildert, ergötzten zum Entsetzen der Weimarer Bürgerschaft die jungen Leute; denn der Herzog, zu lange durch die Etikette am Hofe zurückgedrängt, verlangte stürmisch nach Kraftentfaltung.

Kaufmann war in diesem Kreise durch Lavaters Propaganda längst kein Unbekannter mehr. Jetzt schrieb Goethe Ende September 1776 in sein Tagebuch: „Herrliche Nacht mit Kaufmann.“ Was für ein Genuß, wenn wir das Gespräch der beiden kennten! Auf Grund der kurzen Aeußerung malt uns die Phantasie ein Bild jener Nacht aus — sei sie nun, wie Düntzer meint, in Goethes Gartenhaus oder anderswo verbracht worden — die der junge Winterthurer mit dem Dichter des „Götz“ und des „Werther“ durchschwärmte! Diese Stunden, da Goethe mit dem prägnantesten Vertreter des Geniewesens innig harmonierte, verdienen in der Geschichte des Sturms und Drangs Beachtung.

In den Tagebuchnotizen Goethes läßt sich bald ein gewisses Abflauen des Interesses feststellen. Nach dieser „herrlichen Nacht“ folgt eine Eintragung „Nachts mit Kaufmann“. Daß die Zusammenkünfte immer zu solcher Zeit stattfanden, ist so recht nach dem Geschmack der Epoche! Bei der Abreise des Genieapostels mutet uns das Tagebuch sogar kühl an in seiner Kürze: „Kaufmann weg.“

Am 9. Oktober setzte der „Gottesspürhund“ die Reise fort, um sein eigentliches Ziel zu erreichen. Das Philanthropinum Vater Basedows befand sich, wie wir wissen, in einer schwierigen Lage. Schmerzlich war der morgenrote Optimismus der Aufklärung mit der Wirklichkeit zusammengestoßen. So kann man den verzweifelt ringenden Leiter der Erziehungsanstalt begreifen, daß er sich Großes von dem Wundermenschen aus der Schweiz versprach. Dieser aber soll sich folgendermaßen geäußert haben: „Nun seh' ich, daß es wahr ist, was mich jeder-

mann von Ihnen versichert hat: Sie wollen allen Leuten, die in Ihren Zirkel kommen, Fesseln anlegen! Nein, das leid' ich nicht! Ich bin frei, will frei bleiben und sagen, wem und was ich will!"[12]) Zugegeben, Kaufmanns Antwort ist grob, jugendlich-taktlos. Wir begreifen, daß sich Düntzer über das Offene, sozusagen Allzuschweizerische daran entsetzt. Aber vergessen soll man nicht, daß dies Verhalten seinem Kaufmann-Bilde ins Gesicht schlägt; denn so undiplomatisch poltert in seinem jugendlichen Unabhängigkeitsgefühl kein Cagliostro, kein Hochstapler daher!

Trotz seinem ersten brüsken Auftreten spielte nun der Genieapostel tatsächlich die Rolle eines Retters. Und er gebärdete sich nicht nur seiner Eitelkeit zuliebe als solcher, er war es tatsächlich! Am 4. November wurde er beim Herzog von Anhalt zu Tische geladen und konnte durch sein bezauberndes Wesen den Fürsten zur finanziellen Unterstützung des Instituts bewegen. Der Herzog verlangte freilich, daß das Verhältnis zwischen der Anstalt und den Lehrern vertraglich geregelt werde, und unser Enthusiast — mehr Organisationstalent verratend, als man bei ihm vermutet hätte — setzte sogleich ein diesbezügliches Reglement auf. So wurde das Philanthropinum durch ihn zu einer staatlich unterstützten Fürstenschule.

Man begreift, daß dem Dreiundzwanzigjährigen dieser krönende Schlußerfolg etwas zu Kopfe steigen mußte. Die Menschen schienen recht zu haben: er war zu Außerordentlichem bestimmt. Kein Wunder, daß er sich nun zu gut vorkam, selber in Dessau zu bleiben, um bescheiden als Lehrer zu wirken. So wenig wie in Marschlins konnte hier eine solche stille Tätigkeit den Unruhigen, Ehrgeizigen fesseln.

Bitter sollte sich bald der Mangel eines konkreten Lebensziels bei Kaufmann rächen. Was für eine Wohltat wäre eine geregelte Tätigkeit und Pflichterfüllung für den jungen Menschen damals gewesen! Aber man sollte auch nicht philisterhaft jammern: „Hätte er doch dies, hätte er doch jenes getan!" Kaufmann war nun eben vom Schicksal ein schwerer Weg gewiesen, wenn es ihn in seinen unklaren Sehnsüchten nach Weltreform so lange irren ließ. Darin liegt der Grund des späteren Falles, die Tragik dieses Lebens.

Sehr mit Recht weist Milch darauf hin, daß die Reise Kaufmanns von diesem Augenblicke an einen andern Charakter

[12]) Werner Milch, S. 75.

bekam. Auf dem Wege nach Dessau hatte der Winterthurer sein Ziel im Auge, um das jedermann wußte. Jetzt begann er, ziellos von einem Ort zum andern zu ziehen. Wahrscheinlich wurde der Reiselustige aber auch noch durch einen sehr realen Grund mitbewogen, damals noch nicht heimzukehren. Im folgenden Jahre, 1777, sollte nämlich der dritte Band von Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" erscheinen mit dem uns bekannten Hymnus auf den Kraftapostel. Das Buch richtete sich ja hauptsächlich an die Fürsten, und Kaufmann mochte sich von der überschwenglichen Empfehlung allerlei versprechen.

Was aber dachte die Welt von dem Bummelnden, der immer wieder an die Türen seiner Freunde pochte? Der einst so Hochverehrte mußte schließlich beinah zur Last fallen. Im Dezember 1776 folgte schon wieder eine Zusammenkunft mit Goethe und Karl August. In jener Zeit kam Kaufmann auch zum erstenmal mit dem Herrnhutertum in Berührung, das in seinem späteren Leben eine so wichtige Rolle spielt.

Bald hatte der „Spürhund" wieder eine andere Fährte aufgenommen. Er gelangte zur Abwechslung nach Frankfurt am Main und stellte als Wild den „Sturm und Drang"-Dichter Heinrich Leopold Wagner. Auch in Mannheim bei Maler-Müller wurde wieder vorgesprochen, und dann ging's nach Darmstadt, wo er die Bekanntschaft mit Matthias Claudius machte. Bald finden wir unsern Landsmann in Ulm beim Besuche Millers, des Verfassers jenes empfindsamen Romans „Siegwart". Wiederum erklang überschwengliches Lob. „So viel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir an einem Engel denke, der nicht fern vom Throne Gottes steht, hab' ich noch in keinem Menschenbild vereint gefunden"[13]). Dem guten Miller taumelte der Kopf, und er nannte seinen Besucher gar einen „Abgesandten Gottes".

Natürlich fühlte sich Kaufmann immer am stärksten nach Weimar hingezogen. Hätte er nur etwas von jenen Hemmungen verspürt, die später Grillparzer in dieser Umgebung bedrückten, der eine Einladung Goethes gar nicht anzunehmen wagte! Goethes Tagebuch vom 19. Februar 1777 berichtet sehr kurz: „Kaufmann ist wieder da, ich hab' ihn nur einen Blick gesehen, er sitzt bei Lynckern auf dem Gute." Man möchte in dieser Aeußerung fast etwas wie Unmut lesen.

[13]) Heinrich Düntzer, S. 91.

Und weiter ging die Reise dieses Parzivals auf der Suche nach dem Gral, nach dem Glück. In Berlin machte der Genieapostel die Bekanntschaft mit dem berühmten Kupferstecher Chodowiecki. Es gibt wirklich kaum einen berühmten Mann der Epoche, den Kaufmann nicht kennengelernt hätte. In unserer Zeit wäre er der Versuchung gewiß nicht entgangen, seine Memoiren zu schreiben. Auch den Freiherrn v. Haugwitz, einen eifrigen Herrnhuter, der als solcher später entscheidend in sein Schicksal eingreifen sollte, traf er damals in Berlin.

Noch gab es im Osten Deutschlands ein wichtiges Kulturzentrum, wo Kaufmann sozusagen nicht geerntet hatte. So kann es uns nicht verwundern, den Reiselustigen alsbald in Königsberg zu treffen. Zu den anhänglichsten Verehrern des Naturmenschen hatte in Weimar begreiflicherweise Herder gehört. Er äußerte sich einmal über unsern Landsmann: „Meine Seele klebt fest an der seinen, und nichts auf der Welt soll sie trennen. Ich habe auf ihm wie auf einer Säule der Liebe geruht und will immer an ihm ruhen“[14]). Das beste Zeugnis für den jungen Herzog sah Herder darin, daß Karl August den Schweizer als einen Bruder betrachtete. Durch Herder wurde Kaufmann nun auch in Königsberg empfohlen. Daß dieser sich von Hamann besonders angezogen fühlen mußte, begreifen wir, denn mit dem „Magus des Nordens“, wie man Hamann nannte, besaß ja der Genieapostel eine unverkennbare Aehnlichkeit. Beide sind vielleicht die typischsten Vertreter des Irrationalismus jener Zeit. Diese innere Verwandtschaft erwähnt Herder auch in einem Briefe an den Magus: „Ein junger Schweizer namens Kaufmann, ein Mensch, der in seinem Leben manches und nichts gewesen ist, wie Sie, der überhaupt mit Ihnen manche Aehnlichkeit in Schicksal, Gang und Wünschen hat,... wünscht Sie zu sehen.“[15]) Hamann selber hat sich über diese Wesensverwandtschaft mit Kaufmann ausgesprochen: „Er spielt beinahe die Rolle im bürgerlichen Leben, als ich in der Autorwelt.“ Beide waren als eigenwillige Originale bekannt, der eine galt als Bürgerschreck in der Literatur, der andere im Leben.

---

[14]) Haym, Rud.: Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Berlin, 1880/85. Bd. II, S. 12.

[15]) Werner Milch, S. 86.

In Königsberg hatte Kaufmann offenbar im Sinn, die „herrliche Nacht“ von Weimar zu wiederholen, wenigstens schrieb er später in einem Briefe an Hamann von dem „frohen Abend und der herrlichen Nacht“[16]). Der Genieapostel scheint immer erst in vorgerückter Stunde so recht in Begeisterung geraten zu sein. In einer so topfebenen Gegend wie Königsberg wollte er sich wohl gerne als Sohn der Berge aufspielen. Diesen Eindruck bekommen wir, wenn wir nun Hamann mit seinem Gaste den Schloßturm besteigen sehen. Das ganze Intermezzo dieses Geniebesuches ist übrigens dem Magus, der damals immerhin schon am Ende der Vierzigerjahre stand, nicht sonderlich bekommen, und er schreibt darüber: „Kaufmann hat vier elende Nächte auf meinem Sofa zugebracht, und ist den 27. April des Morgens aus meinem Hause verschwunden, da ich mich vom Schlaf nicht ermuntern konnte, weil ich ihm zu Gefallen bis auf den Schloßturm geklettert war, und mich sein Umgang wie ein Spaziergang auf den Alpen erschöpft hatte, daß ich meiner Sinne nicht mächtig war und beinahe eine ganze Woche nötig gehabt, mich zu erholen.“[17]) Trotz diesen Strapazen hat der Magus dem Schweizer sein Wohlwollen bewahrt, nannte ihn „einen wahren Leckerbissen für seine Neugierde und einen würdigen Gegenstand seiner magischen Laterne, die nach Menschen sucht und nichts als Vegetabilien findet oder perpetua mobilia.“ Dann schließt Hamann mit dem Wunsche: „Gott segne diesen unsern Pilgrim und gebe ihm allenthalben Freunde and congenial souls.“ Und in andern Aeußerungen des Magus finden wir eine Haltung, die Kaufmann früher so gut getan hätte, etwas wie gütige Ironie, die denn doch nicht alles so todernst nahm an dem jugendlichen Weltverbesserer.

Interessant ist auch ein Bericht des Königsberger Professors Kraus. Auch hier überwiegt das Positive ganz. Kaufmann „ist ein liebenswürdiger Schwärmer, der in Maske alle Länder durchstreicht, im stillen Kranke heilt, Menschen schüttelt (wie er sich ausdrückt) und das Christentum, so wie es zur Zeit seiner Stiftung war, in den Seelen derer, die er dazu gestimmt findet, sie mögen Fürsten oder Grafen sein, zu errichten sucht ... Er ist reich. Sein Vater ist Schultheiß in

[16]) Heinrich Düntzer, S. 106.
[17]) Werner Milch, S. 89.

Winterthur, und Sie wissen, was das sagen will."[18]) Wenn sich Kaufmann tatsächlich als Winterthurer Schultheißensohn ausgegeben hat, so läge hier wieder ein Beispiel vor für die übertreibende Renommierlust des Genieapostels. Immerhin war ja sein Vater damals Statthalter, d. h. Stellvertreter des Schultheißen[19]).

Daß Kaufmann auf seiner Jagd nach den Koryphäen in Königsberg auch Kant nicht übersah, versteht sich von selbst. Der Philosoph soll unsern Landsmann sogar selber im Gasthof aufgesucht haben. Offenbar hat Kaufmann dem großen Denker keck seine Weisheit entgegengehalten: „Man kann, was man will, und man will, was man kann"; denn später schrieb Kant in seiner „Anthropologie": „Was ist von dem ruhmredigen Ausspruch der Kraftmänner, der nicht auf bloßes Temperament gerichtet ist, zu halten: ‚Was der Mensch will, das kann er?' Er ist nichts weiter als eine hochtönende Tautologie: was er nämlich auf das Geheiß seiner moralisch gebietenden Vernunft will, das soll er, folglich kann er es auch tun; denn das Unmögliche wird ihm die Vernunft nicht gebieten. Es gab aber vor einigen Jahren solche Gecken, die das auch im physischen Sinn von sich priesen und sich als Weltbestürmer ankündigten, deren Rasse aber vorlängst ausgegangen ist."[20])

Die Tage in Königsberg bedeuten einen gewissen Wendepunkt im Leben des Genieapostels. Noch einmal war er in einem hochgeistigen Milieu sozusagen der Löwe des Tages gewesen. Nun aber sollte es mit den Triumphen mehr und mehr ein Ende nehmen. Er selber schreibt, daß seit der Abreise von Königsberg „das liebe Glück ihn verlassen und Unstern ihm gefolgt."[21]) Ueber die nächste Zeit im Leben unseres Mannes wissen wir wieder sehr wenig. Der vom Schicksal Verwöhnte konnte sich nicht so leicht befriedigt fühlen. Ihm, der einmal im Scheinwerferlicht des Ruhmes gestanden, war eine Rückkehr in das unscheinbare Halbdunkel der Apotheke nicht möglich. So trieb es ihn immer weiter nach Osten. Die Gestalt der

---

[18]) Werner Milch, S. 90.

[19]) Mitleidig äußert sich Düntzer hier über den Professor, der sich so leicht hatte imponieren lassen: „Der gute Kraus ahnte natürlich nichts von den engen Verhältnissen der kleinen Stadt (S. 104)."

[20]) Heinrich Düntzer, S. 101.

[21]) Heinrich Düntzer, S. 106.

großen Zarin Katharina mochte ihn locken, denn so mancher westliche Geist hatte mit dieser bedeutenden Frau Beziehungen angeknüpft. Später hieß es auch, daß die Kaiserin unserem Landsmann eine Pension zugewiesen habe; doch handelte es sich dabei wohl um weiter nichts als ein Geschwätz[22]). Sicher ist aber, daß er bis nach Petersburg gelangte.

Wahrscheinlich waren es nicht nur Existenzsorgen, die den Vierundzwanzigjährigen damals so weit nach Osten trieben. In dem Reiselustigen scheint auch etwas von jener ästhetischen Freude am Fremdländischen gewesen zu sein, die auch in Herders Volksliedersammlung eine große Rolle spielt und dann anfangs des 19. Jahrhunderts die Gemüter vielfach ergriff, man denke nur an Freiligrath.

Nach den Berichten der Zeitgenossen soll Kaufmann sogar in Persien gewesen sein. Daß ihn seine Wanderlust so weit nach dem Orient geführt habe, darf man aber nicht annehmen. Wahrscheinlich zeigt sich hier wieder die uns bekannte übertreibende Renommiersucht, die es mit einigen Längen- und Breitengraden nicht so genau nahm. Auf jeden Fall trachtete Kaufmann nach dem exotischen Nimbus; denn nach Kraus' Aussage soll er sich zuweilen als Fakir verkleidet haben. Dergleichen Mummenschanz wird tatsächlich von Kaufmann selber bestätigt[23]). Ueber die Ankunft des Apostels in Dessau schreibt ein Augenzeuge: „Ich staunte ihn wie ein wildes Tier an und hielt ihn für einen Lappländer, den man habe kommen lassen, die jungen Leute das Schlittschuhlaufen zu lehren."[24]) Dieses Gebahren trug Kaufmann wieder einmal einen Uebernamen ein: „Kraftkoloß aus Astrachan". Auch der Gedanke, nach Amerika zu reisen, beschäftigte unsern Landsmann längere Zeit, wie ein Brief aus Rußland beweist.

Auf dem Seewege gelangte der Jüngling im Sommer 1777 nach Deutschland zurück. Bevor er im Spätjahr wieder in das heimatliche Winterthur kehrte, sollte ihm noch ein großer materieller Erfolg beschieden sein. Sein Gönner Haugwitz bewilligte in seiner Bewunderung dem Apostel ein jährliches Gehalt von 2000 Talern.

---

[22]) Werner Milch, S. 125.
[23]) Heinrich Düntzer, S. 107.
[24]) Heinrich Düntzer, S. 75.

* * *

Der „Gottesspürhund“ hatte auf seiner Reise da und dort nicht nur rückhaltlose Bewunderung gefunden. Er kehrte deshalb etwas gedämpfter heim, als er ausgezogen war. Die äußere Unruhe dieses Lebensjahres mochte auf die innere Unrast ebenfalls beruhigend gewirkt haben. In Winterthur wurde Kaufmann von seiner Braut, Lisette Ziegler, erwartet. Die folgende Zeit verbrachte er hauptsächlich bei seinem Schwiegervater, dem Obervogt Ziegler auf Schloß Hegi, und aus dem fahrenden Gesellen wurde nun ein Bauer, der in der ländlichen Abgeschiedenheit ein Idyll erlebte, ähnlich wie Rousseau auf der Petersinsel.

Freilich fehlte auch die tragische Note in dem beschaulichen Leben von Hegi nicht. Reinhold Lenz, einer der bekanntesten und begabtesten Dichter des Sturms und Drangs, hatte nämlich damals ein Asyl bei Kaufmann gefunden. Er und Lenz haben vielleicht die ganze Bewegung am ernstesten mitgemacht. Klinger, vor tollem Ueberschwang beinah berstend, hat später den Weg zum hohen russischen Beamten gefunden. Auch Goethe bekämpfte und überwand das Unruhvolle seiner Jugendtage. Diese entwicklungsfähigen Gestalten übten nun gesunde Kritik an gefährlicher Ueberschwenglichkeit. Lenz aber und in gewissem Sinne auch Kaufmann hatten sich dieser mit einer fast selbstzerstörerischen Ausschließlichkeit hingegeben. Jeder zügelnde Eingriff des Verstandes erschien Lenz wie ein Verrat am Gefühl.

„Alles verschwunden,
was uns gebunden.
Frei wie der Wind,
Götter wir sind!“

So hatte er sich nicht ohne Hybris vernehmen lassen. Auf Lenz paßt die Strophe Grillparzers:

„Du aber mit den unentweihten Kräften,
Der sein du wolltest, was für jene Scherz;
Du trankst dir Tod in jenen Taumelsäften,
Was für den Kopf bestimmt, es traf dein Herz.“

Das Schicksal Lenaus, an den diese Verse gerichtet sind, ist bekanntlich auch dasjenige von Lenz gewesen, und der

Ausbruch des Wahnsinns erfolgte bei dem Bedauernswerten gerade während seiner Winterthurer Zeit. Ungleich mehr erschüttert uns Lenzens Schicksal als die Tragik in Kaufmanns Leben. Einmal war Kaufmann von Natur viel kräftiger und widerstandsfähiger als der übersensible Lenz, der dafür als Dichter die Gnade besaß, „zu sagen, was er litt".

Mit Unrecht hat man Kaufmann für den Wahnsinnsausbruch, den sein Freund damals bei ihm erlebte, mitverantwortlich machen wollen. In der Lenzbiographie von Rosanow liest man: „Der Umgang mit Kaufmann, diesem überspannten Mystiker, der sich für einen Apostel, einen Vertreter und Verkündiger der Genialität hielt, der auf die Sondernaturen der ganzen Welt seinen Einfluß geltend machte und ihnen allen Sand in die Augen streute, dieser Umgang konnte selbstverständlich keinen günstigen Einfluß auf den Seelenzustand Lenzens ausüben. Kaufmann hat viel dazu beigetragen, den kranken Geist des Stürmers und Drängers noch mehr zu verwirren."

Betrachtet man das Verhältnis der beiden Freunde genauer, so erkennt man das Ungerechte dieses Urteils. Praktische Nächstenliebe ist eine Eigenschaft, die auch von den trüben Seiten im Charakter des Genieapostels nicht verdeckt wird. Bei der Reise des „Gottesspürhundes" wird man ja den Eindruck berechnenden Anpirschens oft nicht ganz los; hier aber sehen wir ihn einmal als uneigennützig Helfenden.

Lenz befand sich auch äußerlich in den trostlosesten Umständen. Das bedauernswerte Opfer seiner Ungebundenheit war von Schulden überhäuft, von denen sich freilich der Halbirre kaum eine Vorstellung machen konnte. Uhr, Degen, Schuhschnallen waren ihm abhanden gekommen. Mitleidig kümmerten sich noch ein paar Freunde um die menschliche Ruine, und unter diesen nimmt Kaufmann eine besondere Stellung ein.

Im Gegensatz zur Ansicht Rosanows scheint die Zeit in Hegi wohltätig auf den erschütterten Geist gewirkt zu haben[25]). In einem Briefe Sarasins an Lenz vom 31. Dezember 1777 steht: „Es freut mich, daß Sie vergnügt leben, fahren sie im neuen Jahr so fort ... Grüßen Sie mir Kaufmann. Schreiben Sie mir zuweilen und leben Sie wohl!"

---

[25]) Vgl. Almanach der literarischen Vereinigung Winterthur. 1918, S. 23.

Schon im Sommer dieses Jahres hatte sich Lenz in einem Briefe an Herder voll Dank über die von Kaufmann erfahrenen Wohltaten geäußert: „Hier hast du eine meiner häuslichen Freuden, Balsamtropfen, die Kaufmann in meine Wunde goß. Er ist mir und meinen Eltern ein Engel gewesen, ich kann euch nicht alles sagen, worin. Sein Brief wird dich lachen machen,... verlier ihn ja nicht, du verlörst mir Unendlichkeiten"[26]). Kaufmann ist es schließlich auch gewesen, der Lenz im Januar 1778 zu Pfarrer Oberlin ins Elsaß schickte. Den Kranken der Pflege dieses grundgütigen Mannes zu übergeben, war sicher ein glücklicher Gedanke[27]).

So wie in der Dichtung vor dem dunklen Ende häufig noch eine besonders sonnige Episode erscheint, so stellt das Hochzeitsfest Kaufmanns ein ungetrübtes Idyll vor kommenden traurigen Tagen dar. Den Höhepunkt der Feier bildete eine Festlichkeit auf Schloß Hegi. Als Ort der Handlung stelle man sich den heute so schön renovierten großen Saal vor. Viel Heiterkeit erweckte eine Kuh, die als Hochzeitsgeschenk auf Latten die Treppe hinaufgeführt und mit Lavaterschen Versen den Rousseaujüngern vorgestellt wurde. Das bekränzte Tier mit dem empfindsamen Namen Amalia ist so recht ein Beispiel für das sentimentale Naturgefühl der Zeit, das mit richtigem Bauerntum doch so wenig zu tun hat.

Auch das Hochzeitsgedichtchen, von keinem Geringern als Matthias Claudius verfaßt, verdient hier Erwähnung:

Als Christoph mit Liseli Hochzeit machte.

Das Liseli sieht so freundlich aus,
Will heute Hochzeit machen;
Ein Engel Gottes soll ihr Haus
Und ihren Hof bewachen!

Soll ihren edlen Mann und sie
Ihr lebelang bewachen,
Und's gute fromme Liseli
Und ihn recht glücklich machen.

---

[26]) Werner Milch, S. 114.

[27]) Lenzens Aufenthalt in Steintal ist bekanntlich in der erschütternden Novelle Büchners „Lenz" dargestellt worden. (Georg Büchners Gesammelte Werke. Insel Verlag. S. 171—206).

Und soll euch liebe Kinderlein
Die Hüll' und Fülle geben:
Von Herzen zart und fromm und rein,
Und hold und schön daneben!

Und Freund Lavater soll euch dort
Am Berge kopulieren;
Und ich will hier an meinem Ort
Trompet' und Pauke rühren.

Wie verzerrt mutet uns nach diesen Strophen Düntzers Bild von Kaufmann dem Betrüger an.

Bevor wir das spätere Leben außerhalb der Vaterstadt betrachten, muß noch eine Episode erzählt werden, die mir wie nicht bald eine zweite für den Genieapostel zu sprechen scheint. Es war das einzige Mal, daß der angebliche Hochstapler wirklich mit dem Richter in Berührung kam. Auf seinen Spaziergängen erfuhr Kaufmann von Almosengenössigen und Bettlern, daß die Brötchen, welche der Klosteramtmann von Töß ihnen verteilen ließ, nicht mehr das volle Gewicht hätten. Kaufmann wandte sich gesprächsweise gegen diesen Mißstand und mußte sich deswegen in Zürich verantworten. Seine Rede vor den Schranken soll von den Richtern „nicht ohne Bewegung gehört worden sein"[28]). Der Angeklagte weigerte sich, seinen Gewährsmann zu nennen. Er wolle alle Strafen eines gerechten landesväterlichen Richters lieber allein tragen[29]). Kaufmann soll neben einer Geldbuße noch einen Arrest von vierzehn Tagen bekommen haben. Mag diese Märtyrerhaltung auch ein wenig literarisch anmuten: ohne ein Gran Selbstgefälligkeit ist das tugendbewußte 18. Jahrhundert nun einmal nicht denkbar. Man wird hier an Lavaters mutiges Vorgehen gegen Landvogt Grebel von Grüningen erinnert. Beide Male waren die Angeklagten nicht einwandfreie Beamte. Der Klosteramtmann Brunner von Töß wurde wegen ungetreuer Geschäftsführung bald darauf entlassen[30]).

Nach einer kurzen landwirtschaftlichen Lehrzeit in Hegi versuchte Kaufmann, im Schloß Glarisegg ein eigenes Land-

[28]) Werner Milch, S. 123.
[29]) Jakob Baechtold: Der Apostel der Geniezeit. Nachträge zu H. Düntzers „Christoph Kaufmann", S. 172.
[30]) Jakob Baechtold, S. 174.

gut zu erwerben. Man sieht, daß der ehemalige Menschheitsbeglücker und Weltreformator bescheidener geworden war. Mit Hilfe der Haugwitzschen Gelder gedieh die Sache vorerst leidlich. Aber bald sollte dieser Versuch, sich wirtschaftlich unabhängig zu machen, mit einem großen Zusammenbruch enden. Schmerzlicher aber als die materiellen Verluste, die Kaufmann in Glarisegg erlitt, war die etwa gleichzeitige Wandlung der öffentlichen Meinung, der Verlust fast aller seiner bisherigen Freunde. Nur Herder und Hamann schlossen sich dem allgemeinen Kesseltreiben nicht an.

Natürlich kam ein solcher Umschwung nicht von heute auf morgen. Langsam verlor der „Gottesspürhund" den Kredit. Bei seinen Feinden lassen sich zwei Gruppen unterscheiden. Einmal finden wir hier die Aufklärer, die Rationalisten, die ihn natürlich von jeher ablehnen mußten wie die Gefühlsbetontheit des Sturms und Drangs überhaupt. — Eine andere Gruppe von Gegnern, und dies ist das eigentlich Schmerzliche für Kaufmann gewesen, bildeten seine ehemaligen Freunde, die mit ihm geträumt und geschwärmt, nun aber diese Phase wie eine Schlangenhaut abgestreift hatten. Aus psychologischen Gründen verwundert es uns nicht, daß gerade diese Renegaten des Sturms und Drangs in der Verurteilung ihres Geniegenossen besonders heftig waren. — Zuerst soll die Gruppe der Aufklärer besprochen werden.

Der Gegensatz der Generationen Aufklärung und Sturm und Drang zeigte sich schon deutlich in den Weimarer Tagen Kaufmanns, als das verhätschelte Geniekücken den liebenswürdigen Annäherungsversuchen des zwanzig Jahre älteren Wieland die kalte Schulter wies. Wieland schrieb über diese Zusammenkunft mit dem spröden Kraftapostel: „Ich näherte mich ihm voll Gutwilligkeit ..., er zog sich aber ganz in seine Schale zurück ... Goethe war gestern morgens bei mir und erklärte mir alles. Die Schuld, warum die Enthusiasten nicht mit mir und ich nicht mit ihnen leben können, liegt weder an ihnen noch mir, sondern an den Göttern, die uns so gemacht haben."[31]) Aus eigener Erfahrung wußte Wieland nur zu gut Bescheid um das Wesen jugendlicher Ueberspanntheit, deren Heilung ja in seinen Dichtungen ein immer wiederkehrendes Motiv ist. Aber obschon der weise Ironiker den lächerlichen

[31]) Werner Milch, S. 71.

STAATSARCHIV ZÜRICH

Kaufmannkult nicht mitmachte, entging er der suggestiven Wirkung des Genieapostels doch nicht ganz, dieses „wunderbaren Mannes“, wie er ihn einmal nannte. Er sagte sich jedoch: „Wenn dieser Kaufmann noch zehn Jahre Erfahrung mehr haben, seinen Schädel noch oft und tüchtig angestoßen haben und ein paarmal tüchtig auf seine Nase gefallen sein wird, mag wohl noch ein herrlicher Mann aus ihm werden.“[32])

Bei seinem Aufenthalt in Berlin suchte der „Gottesspürhund“ auch seinen Landsmann J. G. Sulzer auf. Als Winterthurer mußte Sulzer nach dem bekannten Spruch vom Propheten in der Heimat immuner sein gegenüber dem Zauber von Kaufmanns Persönlichkeit. Statt angestaunt zu werden, wurde das junge Genie hier geradezu examiniert und kapitulierte in diesem ungewohnten Verhör durch den scharfsinnigen Vielwisser vollkommen. Bezeichnend für die geistesgeschichtliche Stellung des Aesthetikers ist das Urteil über Herder und den Sturm und Drang, das hier angeschlossen wird.

„Vor einiger Zeit besuchte mich der junge Kaufmann aus Winterthur, ein warmer Freund Lavaters, Herders und Goethes. Der ist nun gerade, wie Herder die Leute haben will, voll Wärme, hingerissen von ungestümen Empfindungen, aber — ohne Vernunft. Nicht daß es ihm an Geist fehlte, aber die Empfindungen lassen keine Ueberlegung aufkommen. Spalding, Eberhard und andere unsrer besten Männer sind nach seiner Meinung ‚schwache Kerls‘; dies ist seine gemeinste Formel, sich auszudrücken.“ Ueber seine Kenntnisse in griechischer und orientalischer Literatur befragt, wurde der Kraftapostel ganz klein, so daß sein strenger Examinator sogar ein menschliches Rühren verspürte: „Der gute Mensch“, schrieb Sulzer, „scheinet bei dem Uebermaß seiner Empfindungen noch so wenig gedacht zu haben, daß jeder Vernunftschluß, den man ihm entgegensetzt, ihn stutzen macht, als ob ihm so etwas völlig fremd sei. Er hat sogar seinen Helden und Meister Herder im Stich gelassen, als ich ihm sagte, ich hielte Herdern entweder für einen Narren oder für einen Erzschalk, der uns andere zum besten hielte.“ Und: „Dies alles war dem guten Menschen zu hoch. Er ist würklich ein lebendes Beispiel von einem Menschen, wie Herder sie haben will: voll Feuer, Drang, innerer und äußerer Kraft, die, weil es ihnen an Richtung fehlt, welche

[32]) Heinrich Düntzer, S. 85.

die Vernunft allein geben kann, ganz verworren durcheinander rasen, ohne auf einen bestimmten Zweck zu zielen.“[33])

Schärfer sprang ein anderer in Deutschland lebender Schweizer mit Kaufmann um: der Arzt Zimmermann aus Brugg. Auch hier handelt es sich um den Gegensatz Aufklärung und Sturm und Drang. Der Angriff Zimmermanns zeigt so recht, wie sehr Lavaters abgöttische Bewunderung Kaufmann schaden konnte. Lavater hatte einmal geäußert: „Sei froh, daß Kaufmann dir nicht zu nahe kam; denn Lieber, seine bloße stille Gegenwart würde dich töten und ein Wort von ihm deine Gebeine zerschmettern!“ Lächerlicher konnte man das Lob des Genieapostels schlechterdings nicht mehr verkünden. An dieser schwachen Stelle hakte Zimmermanns Kritik ein, und alsbald zeigte der Landsmann in einer Satire, wie wenig er sich durch den „Kraftkoloß aus Astrachan“ imponieren ließ[34]).

Schmerzlicher war der Abfall der ehemaligen Verehrer. Das ziellose Umherwandern des Genieapostels hatte den Glauben Maler-Müllers ins Wanken gebracht. Jetzt verfaßte er ebenfalls eine Satire gegen den einst als Faust verehrten Freund. Auch das Versagen der Physiognomik, die ja vor allem Kaufmann groß gemacht hatte, wird in diesem Stück gezeigt[35]). Die meisten andern Gefährten stürmischer Jugendtage folgten. Diese Kritik galt ja ebenso sehr der ganzen Bewegung wie der Person Kaufmanns, aber als Exponent des Sturms und Drangs und besonders dankbares Schmähobjekt mußte er nun eben herhalten[36]).

Wie mochte dem Verfasser der „Physiognomischen Fragmente“ zumute sein, als die Welt dermaßen von seinem Abgott wegzurücken begann? Nicht ohne Erschütterung liest man den Brief Lavaters, in dem Glaube und Zweifel miteinander ringen: „Ich höre nicht auf, dir zuzurufen: Bist du erlöst, so kannst du mich erlösen! Bist du nicht erlöst, so mache nicht den Richter, sondern den sich selbst und mit sich dann mich mitrichtenden Sünder. Ich halte dich, Gott weiß, für zehnmal

[33]) Werner Milch, S. 97 ff.
[34]) Werner Milch, S. 101 ff.
[35]) Werner Milch, S. 107—112.
[36]) Die bekannteste Satire trägt den Titel „Plimplamplasko, der hohe Geist“. Der Name mochte in Anlehnung an das Schweizerdeutsche entstanden sein (vgl. Idiotikon V, Sp. 99). Als Autoren werden Klinger, Sarasin, ja sogar Lavater genannt. Vgl. Milch, S. 132—134.

weiser und stärker als mich ... Ich fasse nochmals zusammen: Bist du erlöset, so erlöse mich! Bist du Prophet, so prophetisiere! Bist du weder erlöst noch Prophet, so laßt uns bitten, daß uns Gott einen Propheten und Erlöser sende, sonst sind wir beide gleich elend!"[37]) Man wird durch diese Sätze im Urteil über Lavaters Verantwortung an Kaufmanns Schicksal milder gestimmt; denn das tiefe Erlösungsbedürfnis Lavaters selber war es, das ihn an Kaufmann als einen Messias glauben ließ.

Vernichtend ist Goethes Urteil. Den Namen „Gottesspürhund" wandelt er in dem bekannten satirischen Verse ab:

„Als Gottes Spürhund hat er frei
Manch Schelmenstück getrieben,
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Der Hund ist ihm geblieben."

Und in einem Briefe an Lavater schreibt der Dichter: „Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind, und bei Tage sich keine Rechenschaft davon zu geben wissen. Hüte dich für dem Lumpen, und wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenk unter anderm auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu sein."[38])

Dieses schroffe Urteil ist es nun gewesen, das mehr als ein Jahrhundert das Bild Kaufmanns bestimmt hat. Goethes Wort „Hüte dich vor dem Lumpen" hätte Düntzer ganz gut als Motto über seine Biographie setzen können. Es wird wohl erlaubt sein, diese Haltung des Dichters psychologisch zu betrachten. Man weiß, wie sehr Goethe sich bemühte, vom Sturm und Drang seiner Jugend frei zu werden. Man denke nur etwa an sein Verhältnis zu Frau von Stein. Hatte er aber eine Entwicklungsstufe einmal wirklich überwunden, so kam es bei ihm leicht zu jener schroff ablehnenden Haltung gegenüber Menschen, die für ihn diese zurückliegende Phase verkörperten. So kann man des Dichters Einstellung zum jungen Schiller oder zu Kleist erklären. Sollte dadurch nicht auch einiges Licht auf Goethes Verhältnis zu Kaufmann fallen?

---

[37]) Werner Milch, S. 121 ff.
[38]) Werner Milch, S. 130.

Lavater verleugnete nach diesen drohenden Zeilen des Weimarers seinen Propheten: „Wegen Kaufmann sei ruhig. Ich habe gar keinen Zug noch Hang, zu ihm zurückzukehren.“ Der gute Lavater mochte damals noch nicht ahnen, wie schroff sich trotzdem der verehrte Freund einmal auch von ihm abwenden würde!

Kaufmann war gescheitert, materiell und moralisch ruiniert. „Alle seine Freunde hat er von sich, sich von allen seinen Freunden entfernt“, sagte ein gewisser Häfeli, der den Genieapostel schon von Jugend an kannte[39]). Schwer mußte er die frühere Ueberheblichkeit büßen. Der Zauber seiner Persönlichkeit hatte sich abgenützt. „Kaufmanns Unruhe“, so erzählt Häfeli weiter, „nahm täglich zu, plagte ihn Tag und Nacht, und er fand in nichts Erleichterung als im Umgang mit Haugwitz... Er klagte Haugwitz seine Not, die ihn von außen und innen drückte, und Haugwitz wies ihn zu Jesu. Und da sie eben einmal spät noch miteinander spazieren gingen und Kaufmann sich im größten Elend und Verlassenheit fühlte, bat Haugwitz Kaufmann, sich nur zu Jesu zu halten, der nicht ferne sei.“[40]) Und der Gedemütigte selber sagte über diese Zeit seines Lebens: „Ich fühle mich gar oft in der Gefahr des Ueberschnappens, aber das drängt mich alles zu dem unaussprechlich guten und treuen Hirten seiner Schäflein.“[41])

Auch ohne den Charakter religiöser Erweckung mußte dieser Nervenzusammenbruch für Kaufmann ein sehr heilsamer Zustand sein. Er befreite ihn von jener Ichhaftigkeit, die ihn so lange gefangen gehalten, ihn gezwungen hatte, krampfhaft nach einem übermenschlichen Bilde zu leben. Die ehrgeizigen Psychologien eines Weltbeglückers waren durch den schweren Stoß gewichen, und in dem Befreiten dämmerte schlicht das Kindheitsideal wieder auf, ein Arzt, ein Helfer zu werden.

Zugleich aber erfüllte den Gestrandeten die Sehnsucht nach Bindung, nach Gemeinschaft. So wie gewisse Romantiker nach der Hölle eines maßlosen Individualismus vor lauter Verlangen nach entspannender Kollektivität in der katholischen Kirche Ruhe gefunden haben, so sehnte sich Kaufmann, des Geniewesens überdrüssig, nach der Geborgenheit des

---

[39]) Heinrich Düntzer, S. 145.
[40]) Heinrich Düntzer, S. 145 ff.
[41]) Jakob Baechtold, S. 176.

Herrnhutertums. War er früher lange ziellos umhergeirrt, jetzt hatte er einen ganz bestimmten Lebenszweck gefunden, den er mit Hartnäckigkeit verfolgte: in dieser pietistischen Gemeinschaft wollte er Arzt werden. Im Jahre 1781 wanderte er nach Schlesien aus, nachdem er vorher noch kurze Zeit in Schaffhausen gelebt hatte. Als Goethe davon hörte, sagte er mit einem gleichzeitigen Hieb auf Haugwitz so prägnant wie ungerecht: „Des armen schlesischen Schafs erbarme sich Gott und des Lügenpropheten der Teufel."

Freilich, leicht fiel Kaufmann die Erfüllung seines Wunsches nicht. Einmal war mehr als ein Jahrzehnt vergangen, seit er als Student zu Füßen Hallers gesessen, seit er sich überhaupt ernstlich mit Wissenschaft abgegeben hatte. Dann aber kann man es der Brüdergemeinde auch nicht verübeln, daß sie sich bei Kaufmanns Vorschlag nicht gleich einverstanden erklärte. Die Walpurgisnacht der Verleumdung, die nicht ganz unverschuldet über den Genieapostel hereingebrochen war, mußte die Jünger Zinzendorfs zum mindesten etwas stutzig machen.

Eigenartig, wie Kaufmanns früherer Wahlspruch „man kann, was man will, und man will, was man kann", jetzt als Anmaßung des falschen Propheten viel belacht, sich nachträglich bei seinem Verkünder doch noch bewährte; denn mit einer fast rührenden Ausdauer pochte der ehemalige „Kraftkoloß" an das Pförtchen der Brüdergemeinde und wartete und wartete, bis ihm schließlich aufgetan wurde.

Natürlich war an ein Aufnehmen der ärztlichen Praxis nach so langer Unterbrechung eines ohnehin fragwürdigen Studiums nicht zu denken. Deshalb schlug Kaufmann den einzig richtigen Weg ein und suchte sich in seinem Fach zu vervollkommnen. Als bemoostes Haupt kam er an die Universität Breslau. Gleichzeitig bemühte er sich aber auch um Aufnahme in die Brüdergemeinde und entsagte ausdrücklich seinem früheren Leben. Der zerknirschte Pietist beichtete nun seine Sünden, deren wichtigste Eitelkeit, Herrschsucht und Heftigkeit waren. Im Januar 1782 heißt es in einem Bericht: „Er beschreibt sein bisheriges Leben und wie er sich lange Zeit durch Hochmut ... von sich selbst leiten lassen. Er studiere und gedenke zu promovieren und hoffe, sich hernach durch medizinische Praxis seinen Unterhalt verdienen zu können."[42])

[42]) Werner Milch, S. 153.

Kaufmanns lange Wartezeit bis zur eigentlichen Aufnahme in die Gemeinde war nicht nur durch das Mißtrauen der Brüder bedingt, sondern ebenso sehr dem eigenartigen Brauch zuzuschreiben, mit dem die Herrnhuter im Zweifelsfalle die Entscheidung suchten. Es wurde gelost, und das Resultat galt als eine Art Gottesgericht, in dem die Brüder die Stimme des Heilands verehrten. Drei verschiedene Antworten entnahmen die frommen Männer ihrer seltsamen Lotterie: „der Heiland" konnte entweder seine Zustimmung oder seine Ablehnung kund tun, oder aber die ganze Fragestellung als unrichtig und unerlaubt bezeichnen. Diese dritte Art des Fragens kam bei Kaufmann zunächst in Anwendung: durfte überhaupt über den ehemaligen „Gottesspürhund" das Los gezogen werden? Die Antwort „des Heilands" lautete „nein". Kaufmann war über diesen Mißerfolg tief deprimiert; der Enttäuschte sollte noch lange ausharren müssen. Etwa zehnmal wurde über ihn gelost, und man kann sich leicht denken, wie diese Zurückweisungen dem existenzlosen Familienvater zusetzten. In der für den Herrnhuter bezeichnenden Sprache, die Kaufmann nun immer mehr eigen wurde, steht einmal im Tagebuch: „Ach, wenn der liebe Heiland nicht für mich ist, so ist freilich alles vergebens."[43]) Unwillkürlich wird man an Kaufmanns großen Lehrer Albrecht von Haller erinnert, dem der sehnliche Wunsch nach einer Landvogtei durch das Los stets verweigert worden ist.

Schwer hatte Kaufmann für die Geniebummelei seiner Jugend zu büßen. An systematisches geistiges Arbeiten war er immer noch nicht gewöhnt und konnte kaum daran denken, sein Studium in normaler Weise abzuschließen. So suchte er denn durch irgendwelche Sonderbewilligung zur Praxis zugelassen zu werden. Zugegeben, ein wenig sympathisches Unterfangen, woraus Düntzer auch wieder Kapital schlägt für sein Kaufmann-Bild. Wenn die Bestätigung auch auf sich warten ließ, so wurde dem Schweizer nun trotzdem erlaubt, in der Gemeinde Neusalz zu praktizieren. Mit der Möglichkeit geregelter praktischer Arbeit ging ihm ein großer Wunsch in Erfüllung. Darnach hatte er schon früher ein Verlangen gehabt, wie uns das Tagebuch zeigt: „Ich sehne mich nach meinem bestimmten Berufe, nach einer angemessenen Beschäftigung."[44])

[43]) Heinrich Düntzer, S. 175.
[44]) Heinrich Düntzer, S. 179.

Als Arzt erzielte Kaufmann schöne Erfolge. Selbst Düntzer muß das zugeben; man liest in seinem Buche: „Es ist nicht zu leugnen, daß Kaufmann besonders bei adligen Damen ein beliebter Arzt war, auch bei sonstigen Kranken durch sein warmes, anteilvolles, gottseliges Wesen sich viel Zutrauen erwarb und trotz des Mangels an gründlicher Vorbildung durch einen guten Blick und meist gesunde, auf die Wirkung der Natur gegründete Ansichten günstig wirkte.“[45])

Während der vier Jahre in Neusalz konnte Kaufmann zu seinem großen Schmerz aber immer noch nicht in die Gemeinde aufgenommen werden. Da veränderte sich plötzlich die Situation zugunsten unseres Landsmanns, als einer der angesehensten Brüder und der damalige Arzt gleichzeitig erkrankten. Nun sah man in Kaufmann die einzige Rettung und berief ihn nach Herrnhut.

Die Schatten, welche die angeborene Heftigkeit in den vorhergehenden Jahren auf das Eheleben geworfen hatten, verschwanden bei zunehmender Ausgeglichenheit des Ehegatten. In dieser glücklichen Zeit, es sollten tragischerweise zugleich die letzten Jahre sein in Kaufmanns Leben, wurde der ehemalige Genieapostel von seinem Mitbürger Anton Graff gemalt. Das Porträt, von dem schon in anderem Zusammenhang die Rede war, befindet sich in Herrnhut; dagegen besitzt das Museum Winterthur eine Graffsche Kopie des Werkes; auch sie gibt uns einen Begriff von der Sanftmut und inneren Erlöstheit, zu der sich Kaufmann damals entwickelt hatte. Hie und da erzählte er in andächtigem Kreise von seinem früheren Leben im Schatten der Titanen. Hatte er schon damals ihren Werken geringe Beachtung gezollt, so waren sie ihm jetzt natürlich erst recht irdischer Tand.

Auch im Verwandtenkreise des Winterthurers entfaltete das Herrnhutertum seine werbende Kraft. Der Bruder Ulrich, der damals dem kleinen Rat angehörte, richtete seine Blicke voll Sehnsucht nach Schlesien und wäre am liebsten ebenfalls dorthin gezogen, wenn ihn nicht seine Familie in der Vaterstadt zurückgehalten hätte[46]). Ein anderer Bruder, Jakob, folgte tatsächlich der Lockung und ist 1811 — sechzehn Jahre nach Christoph — in Herrnhut gestorben.[47])

---

[45]) Heinrich Düntzer, S. 191.
[46]) Heinrich Düntzer, S. 241.
[47]) Vgl. Künzlis Bürgerbuch von Winterthur.

Noch einmal wollen wir uns das widerspruchsvolle Bild Kaufmanns vergegenwärtigen. Groß hat den Genieapostel vor allem die Zeit gemacht, der seine ganze Anlage so sehr entgegenkam. Sobald aber der Sturm und Drang wieder verebbte, mußte auch Kaufmanns Ansehen schwinden. Noch eine andere Ursache des großen Falls ist festzuhalten: die dem „Gottesspürhund" erwiesene maßlose Verehrung trug schon den Keim zum Gegenteil in sich; ein Mensch, der so bewundert, ja fast als überirdisches Wesen angestaunt wird, muß ja einmal enttäuschen! — Manches an seiner früheren Ueberspanntheit ist durch Jugendlichkeit erklärlich und zum Teil entschuldbar, ohne daß man gerade vom Psychiater Auskunft verlangen müßte, wie schon vorgeschlagen wurde[48]).

In Kaufmann und gar im Herrnhuter Kaufmann einen Hochstapler und Betrüger sehen zu wollen, ist sicher falsch. Die Ehrlichkeit seiner religiösen Wandlung darf man nicht anzweifeln. — Bei aller Verschiedenheit der einzelnen Lebensphasen ist doch dem Kraftgenie und dem demütigen Pietisten etwas gemeinsam: der starke Hang zum Irrationalen. Die Gefühlsbetontheit herrnhutischer Frömmigkeit hat mit dem Sturm und Drang mehr Zusammenhänge, als man vielleicht glauben möchte[49]). Natürlich sind die unvorteilhaften Seiten in Kaufmanns Wesen nach seiner „Erweckung" nicht einfach von ihm abgefallen. So fand z.B. das Geltungsbedürfnis sicher auch dann noch versteckte Möglichkeiten, sich auszuleben.

Zum Schlusse sei noch einmal an die eigentliche Glanzzeit des Winterthurers erinnert, als die uns immer jene Stunden in Weimar vorkommen werden, jene herrliche, mit Goethe durchschwärmte Nacht, da zwei junge Männer in ehrlicher Naturbegeisterung einander verstanden. Wie verschieden hat sich die Zukunft der beiden gestaltet! Aber als eine Art Gerechtigkeit der Geschichte mutet es uns an, wenn diese ganze Epoche deutschen Geisteslebens endgültig den von Kaufmann geprägten Namen „Sturm und Drang" erhalten hat. Dies ist die bleibende Leistung des Genieapostels.

---

[48]) Werner Milch, S. 8.

[49]) Gerade der schweizerische Sturm und Drang ist gegenüber demjenigen Deutschlands durch eine Betonung des Religiösen gekennzeichnet.